Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 46

Artikel: Der umstürzlerische Neubau [Fortsetzung]

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644254

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 46 — X. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 13. November 1920

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Am Zaune.

Von Bethli Mürset.

In meinen Kindertagen
Staunt' ich oft mit Zagen
Durch scheu erspähte Zaunes lücken
In fremder Gärten Pracht,
Sah Kinder sich nach Blumen bücken,
Von jugendschönen Frauen
Mit stolzer Lieb' bewacht.
Voll Sehnsucht war mein Schauen.
Wie gerne hätt' ich mich hinzugesellt
Und mitgespielt in blütenheitrer Welt!

Heute lehn' ich an des Lebens Garten,
Und wieder muß ich warten.
Wie lang noch harre ich davor?
Wer naht, zu öffnen mir das Tor?
„Schmiede den Schlüssel mit kräftiger Hand —
Das heilige Reich ist nicht gebannt,
Doch sollst du dein eigner Pförtner sein,
Durch fremde Gunst tritt niemand ein."

Der umstürzlerische Neubau.

Von Felix Moeschlin.

„Ich habe gar nicht mehr gewußt, daß Erde so gut riecht", sagte ein alter Schulmeister. Und am andern Tage wanderte er mit seinen Schülern weit vor die Stadt hinaus, und wo ein Acker offen dalag, mußten die Kinder ihre Nasen an die Schollen halten. Dem Lehrer war es, als ob er noch nie so glücklich dahingewandert sei. Hinterrücks fiel eine poetische Laune über ihn her. „Die Erde, das ist das große Wunder", sagte er. „Die Erde ist die rechte Offenbarung Gottes." Die Kinder staunten ihn an, verstanden ihn nicht und erzählten das Unverstandene ihren Eltern. Der Schulinspektor sah sich gezwungen, dem Lehrer einen gelinden Vorwurf zu machen. Die Erde sei denn doch nicht die Offenbarung Gottes. Wenigstens stehe das nicht im Lehrplane der Primarschulen. Der Lehrer mußte das zugeben und schwieg. Als aber wieder ein Wagen mit Erde an ihm vorbeifuhr, ließ er sich kurz entschlossen pensionieren und zog aufs Land hinaus. Und da lebte er solange, wie er es sich nie hatte träumen lassen!

Die Erde floß in die vier Meter tiefe riesige Grube, die so groß war wie der ganze Marktplatz. Wagen um Wagen wurde verschluckt, ohne daß man eine große Veränderung merkte. Aber eines Morgens war doch fruchtbarer Boden zwischen dem Pflaster der Gewürzmüller- und der Kürschnergasse. Und nun sah man auch, daß neben dem ganz bescheiden aus den Fundamenten emporgewachsenen Häuschen, das gegen Süden fast nur aus Glas, gegen Osten, Norden und Westen zu fast nur aus Kupferblech bestand, ein Bach vorüberfloß. Der Sechsstrahlenbrunnen und die städtische Wasserversorgung speisten ihn. Die Stadt machte kein übles Geschäft dabei, umsomehr, da sie mit diesem Bache ihr zentrales Kanalisationsnetz auf eine sehr billige und bequeme Weise ausschwemmen konnte.

Neben dem Bache begannen sich Hügel zu erheben, und gerade als das Häuschen sein rotes Ziegeldach bekam, wurden auch die ersten großen Bäume in den Garten gebracht. Alexander hatte ehrwürdige Exemplare mitsamt ihrem ganzen Wurzelwerk ausheben lassen — mit Geld kann man alles. Obstbäume mit Knospen — es war ihnen keine Schädigung anzumerken. An den Bach kamen Trauerweiden und auch ein paar haushohe Pappeln. Die Verpflanzung dieser Pap-

peln war und verblieb ein Triumph der Technik. Auch ein ganzer Kalkberg mit seiner eigentümlichen Flora wurde hereingeschafft. Ein Teich begann zu schimmern und zu glitzern. Alexander schien ganz einfach das ganze Land ringsum in diesen Garten verpflanzen zu wollen. „Er hätte es draußen einfacher haben können", sagte einer. Er hatte recht. Aber interessant war das Ganze doch, das gaben nachgerade auch die Freunde des alten Stadtbildes zu. Man merkte zwar noch nicht recht, was für wunderliche Dinge geschehen waren; denn allzusehr war man mit dem Wie und Woher der hereingefahrenen Naturobjekte beschäftigt. Ob sie auch gedeihen würden? — Sie gediehen. Die Kirschbäume blühten. Und auch die Birnbäume und Pfirsichbäume. Und die Apfelbäume würden nicht mehr lange auf sich warten lassen. Und wie die Veilchen dufteten! Bis in den Großratssaal drang der süße Wohlgeruch von Alexanders Veilchen. Und im dichten Buschwerk nah am Bach, der ganz wie ein richtiger Bach dahinfloß — es seien auch richtige Forellen darin, versicherten Eingeweihte — sang eine Nachtigall. Abends und frühmorgens standen Tausende an der niedrigen Umzäunung, um der Nachtigall zu lauschen. Neunzig Prozent der Bevölkerung hatten noch keine Nachtigall gehört. „Ein sonderbares Vergnügen, sich so einzurichten, daß Tausende vor dem Gitter stehen", sagte ein Freund des alten Stadtbildes schadenfroh. Und ein Anwohner der Kürschnergasse ging zu seinem Advokaten, um zu fragen, ob er die Nachtigall, respektive Alexander als Besitzer der Nachtigall, wegen Störung der Nachtruhe verklagen könne. Der Advokat winkte ihm ab. Das „Nationalblatt" aber brachte ein empfindsames Gedicht über Nachtigall und Frühling und Nachtigall und Liebe und bemerkte in einer Fußnote, daß ihm noch fünfundsiebzig analoge Gedichte zugegangen seien.

An einem schönen Maienmorgen, als sich ein ganzer Schwall von Frühlingswohlgerüchen in der Stadt herumtrieb, so mächtig war schon der Einfluß von Alexanders Bäumen und Blumen, hieß es allgemein und unwidersprochen, daß die Familie des reichen Gartenbesitzers im „Landhause" eingezogen sei. Gegenüber dieser Nachricht nahm sogar die Kunde von einer bevorstehenden Biersteuer so sehr an Wichtigkeit ab, daß auch die leidenschaftlichsten Anhänger des Dunkeln oder Hellen ihre Aengste vergaßen und ihre Neugierde voll und eifrig der Neugründung zwischen Gewürzmüller- und Kürschnergasse zuwandten. Diesmal standen nicht Tausende, sondern Zehntausende an der niedrigen Umzäunung, bevor die nachmittägliche Bureaustunde schlug, so daß nur mit Mühe eine schmale Bahn für den Fahrverkehr offengehalten werden konnte. „Warum baut er eigentlich keine Mauer um sein Grundstück? Hat er wirklich im Sinn mit seiner Familie, die doch aus einigen Söhnen und Töchtern zu bestehen scheint, ganz offen vor dem Angesicht der Stadt zu leben? Was meint er damit? Er muß doch etwas damit meinen!" sagte der Staatsanwalt, der auch unter der Menge stand. Und ganz in der Ferne witterte er etwas Straffälliges; denn er war schon sechzig Jahre alt und konnte die Menschen nur noch als Leicht- oder Schwerverbrecher beurteilen.

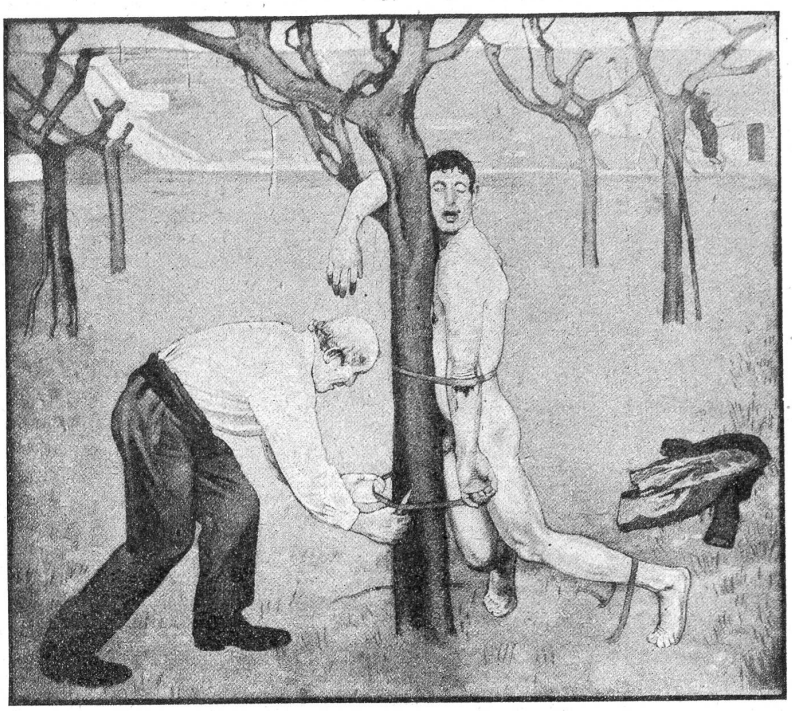
Die andern machten sich keine Gedanken. Sie genossen ganz naiv das prickelnde Gefühl mächtiger Neugierde.

Was man sah, war auch wirklich des Sehens wert: Eine Mutter, die im Angesicht der Welt ihr Kind säugte! Das war man höchstens im Jardin du Luxembourg gewöhnt oder in einem Eisenbahnwagen zwischen Mailand und Bologna — aber nicht in der Schweiz. Die neugierigen Mädchen fieberten sichtbar, so zündrot brannten ihre Wangen. Die Jünglinge dagegen waren bleich wie Wanderer, die dem Sonnenaufgange entgegenziehen. Mehr als einer von ihnen hatte schon recht anstößige Dinge an die Wände gemalt, weil das eben als eine ausgemachte Heldentat galt, und auch auf die weißen Rücklehnen der Ruhebänke im öffentlichen Parke der Stadt Verse und Aphorismen gekritzelt, die nicht gerade lesenswert waren. Aber nun staunten diese angehenden Männer recht demütig, ja andächtig in den Garten hinein, wo ein Madonnenbild leibhaftig und irdisch wandelte und ruhte. Und auf ihre Begriffe von Lieben und Begehren fiel ein Strahl so hellen Lichts, daß sie beschämt ihres bisherigen Treibens gedachten, das nur eines Blinden würdig gewesen war. Die Frauen schauten kritisch über den niederen Zaun und waren neidisch dabei, aber uneingestandenermaßen. Die Männer lächelten, mit mehr Sinn für den Mut als für die Heiligkeit dieser öffentlichen Sache. Eine seltsame Frau, die sich gar nicht schämte, beim verrückten Wesen ihres Mannes so tapfer und gleichmütig — wenigstens schien es so — mitzutun. Sie mußte wohl aus Kanada oder Australien stammen.

Es gab auch etliche unter den Zuschauern, die gewissenhaft den Charakter dieser Schaustellung in bezug auf seine eventuelle Anstößigkeit prüften. Schließlich aber gab man doch zu, daß hier die Frauenbrust so ganz im Dienste quillender Mütterlichkeit stand, daß sie ihres sonst so aufreizenden Wesens gewissermaßen ganz entkleidet war. Man schickte sich darein, von einer polizeilichen Anzeige abzusehen, umsomehr, da ja dies Beispiel kaum auf weitere Kreise verführerisch wirken konnte, weil die Unfähigkeit der Mütter, ihre Kinder zu stillen, zum Glücke für die Sittlichkeit des Gemeinwesens fast allgemein war. Und eine Milchflasche mit Lutscher hatte wirklich nichts Anstößiges.

Die angestaunte Frau aber, die derweil ihr drei Monate altes Kindlein in eine Wiege gelegt hatte, die im Schatten eines Haselstrauches stand, ging jung und leicht über den Rasen dahin, obwohl sie den übrigen Kindern nach zu urteilen, die zu sechs, gar zu sieben beim Weiher spielten, nicht mehr so jung sein konnte. Aber mochten nun auch ihre beiden ältesten Mädchen schon siebzehn und fünfzehn Jahre zählen, wie man im Zuschauerkreise mit Kennermiene versicherte, jedenfalls schritt sie stark und groß, aber behend und wie von einem kecken Mut beseelt dahin, daß die Jünglinge und Männer vor dem Zaun in der Herzgrube ein leichtes frohes Kitzeln verspürten. Es fehlte zwar der übliche erfahrene Psychologe nicht, der mehr zu sehen vorgab als die andern und in dem zur Schau getragenen Wesen dieser Frau eine deutliche Scheu konstatierte, wie sie ein junger Schauspieler, der zum ersten Male eine große Bühne betritt, wohl empfindet. Und ein Psychiater der Freudschen Schule zögerte nicht, aus diesem Auftritt bestimmte Schlüsse und Rückschlüsse zu ziehen, die den Charakter von Alexanders Frau so einseitig beleuchteten, daß sie sich nicht für die Veröffentlichung eignen.

So war die Frau, die von nun an im Gemüt der Stadt fast noch lebendiger wirkte als ihr Mann. Es ging aber nicht lange, so kannte man auch alle acht Kinder dem Namen und Wesen nach, wie man in Berlin etwa die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen kennt, und zwar bis zur letzten Einzelheit ihrer mehr oder weniger vielversprechenden Begabung und bis zum Spitzenbesatz der Unterwäsche diskretester Art. Diese Kinder lebten in einem wahrhaftigen Kinderparadies, das wurde allgemein und unwidersprochen zugestanden. Es gab alte Leutchen, die zu weinen anfingen, wenn sie an ihre eigene trübselige, eingezwängte und beengte Jugend dachten, wo das Ausdrehen von Straßenlaternen und das Einschlagen von Fensterscheiben Höhepunkte des Lebensglücks bedeutet hatten. Alexanders Kinder hatten es so gut wie Engelein — oder wie Füllen auf der Weide, wie Eichhörnchen auf dem Baume, um bei verständlicheren und greifbareren Begriffen zu bleiben. Ihr Leben war eigentlich ganz selbstverständlich. Aber das war's ja eben, was wenigstens einige der Schulmeister nachdenklich machte: Daß diese Kinder leichtbekleidet und immer hüpfend und springend, als sei die Lebenslust ihrer jungen Glieder nicht zu bändigen, im Garten spielten, wenn die andern Kinder zur Schule gingen. Daß sie aber nicht nur spielten, sondern auch mancherlei Handwerk trieben, sich ein Häuslein bauten beispielsweise, wobei es sich zeigte, daß der vierzehnjährige Junge mit Säge und Axt zu hantieren wußte wie ein gelernter Zimmermann. Daß sie in der Erde gruben, spateten und schaufelten und dabei viel Freude zu verspüren schienen; daß sie säten und Setzlinge pflanzten und auch junge Obstbäume sorgfältig einbetteten und ordnungsgemäß an Pfähle banden, daß es eine Art hatte. Und daß sie dann wieder auf einem Pony ritten, Schafe weideten, mit Zicklein sich herumtollten — kein Wunder, daß die Schüler bis in die oberen Klassen hinauf unaufmerksam und nachlässig wurden, wenn ihnen, was mehr und mehr geschah, mitten in der Stunde Alexanders Kinder einfielen.



René Martin. Der gute Samariter.

Nicht als ob jenen die Schule ganz erspart geblieben wäre. Um die Wohltat des obligatorischen Schulzwanges kamen auch sie nicht herum. Ja, es hatte anfänglich geschienen, als ob gerade dieser Schulzwang Herrn Müller zur offenen Rebellion treiben werde. Denn er hatte sich merkwürdigerweise darauf versteift, seine Kinder selbst unterrichten zu wollen, und diese Absicht als die heiligste Vaterpflicht proklamiert. Da er aber keinen Befähigungsausweis für den Unterricht im Rechnen bis Hundert vorlegen konnte, auch kein Lehrerpatent für das Lesen und Schreiben besaß, mußte sein Gesuch natürlich abschlägig beschieden werden, obwohl er ein Reifezeugnis bester Qualität vorweisen konnte, das aber demokratischer Gründe wegen dennoch nicht einem Primarlehrerpatent schweizerischer Herkunft gleichgestellt werden durfte. Er hatte sich natürlich nicht sofort in diesen „mittelalterlichen" Entscheid (das Eigenschaftswort stammte von ihm) geschickt, sondern eine Fülle von satirischen und hämischen Anmerkungen aufgetischt, wie sie im Sekretärzimmer des Erziehungsdepartements in solcher Stärke und Bissigkeit noch nie vernommen worden waren. Immerhin war es dem im Dienste ergrauten, pflichteifrigen Beamten ein leichtes gewesen, wenigstens das Wort „mittelalterlich" als ganz verfehlt und unpassend zu entlarven. Denn im Mittelalter habe es ja, wie bekannt und bewiesen, eben leider keinen Schulzwang gegeben, wodurch eben auch selbstverständlich die bekannte Dunkelheit des Mittelalters zustande gekommen sei. Alexander hatte darauf noch etliches Kräftiges, ja Schmerzendes über die „Erleuchtung" der Neuzeit gesagt, der oft die frühere „Dunkelheit" vorzuziehen wäre — aber der ruhige Beamte hatte, wenn auch nicht die Macht der überzeugenden Beweisführung, so doch die Macht des Gesetzes hinter sich, so daß Alexander schließlich doch gezwungen war, einen Privatlehrer, der das kantonale Seminar durchlaufen hatte, zu sich zu nehmen — denn man sei hier eben in der geordneten Schweiz und nicht irgendwo in Hinterindien! Die Stadt war über das energische Auftreten ihrer Schulbehörde sehr befriedigt; denn sonst hätte man ja schließlich noch die Zweckmäßigkeit des weit und breit berühmten Budgetpostens von zwei Millionen Franken für Erziehungszwecke bezweifeln müssen. Und dazu hatte man schon aus Parteigründen gar keine Lust. In oppositionellen Kreisen zirkulierte zwar von diesen Tagen an ein Ausspruch Alexanders, dessen Lebenskraft sich als eine ganz unverwüstliche erwies: „Warum macht ihr bloß die Schule obligatorisch und nicht auch Luft, Licht, Nahrung, Kleidung und Rassengesundheit?"

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche von Walter Dietiker.

Dem Fuß die Erde,
Dem Geist die freie Weite.

Wer eine Palette zum Herzen hat,
Wird nicht Holzhacker.